



Deutsche Soldaten in Prizren: „Stärke zeigen“ lautet die Devise

S. BOLESCH / DAS FOTOARCHIV

BUNDESWEHR

# Der Geruch verwesenden Fleisches

Siegesbewußte UÇK-Rebellen und die Spuren der serbischen Greuel plagten die Soldaten im deutschen Sektor des Kosovo. Immer mehr Flüchtlinge strömen in ihre alte Heimat zurück.

**M**anches in Prizren ist schon wieder wie in einer ganz normalen Stadt: Der Barkeeper Ali Hajdari, 28, vom Lokal „Passage“ organisiert jetzt, seit die Lieferwege aus Jugoslawien abgeriegelt sind, Bier aus Albanien. Der Markt, auf dem es immerhin Gurken, Kirschen und Kohl zu kaufen gibt, öffnet wieder stundenweise. Und auch „Sheki“, 36, die wasserstoffblonde Gesellschaftsdame im pinkfarbenen Overall, ist wieder auf der Suche nach „guten Geschäften“, jeden Tag im Arm eines anderen Soldaten – deutsche sind derzeit bevorzugt.

Rund 2000 Angehörige der Bundeswehr haben die Region um Prizren besetzt, als Teil der internationalen Kosovo-Friedenstruppe Kfor. In schußsicheren Westen und mit Stahlhelmen, stets das geladene G36-Sturmgewehr „am Mann“, sichern sie mit Panzern das Zentrum der Stadt, die sich vom Bett des Flusses Bistrica den Hügel hinauf erstreckt und die vor dem Krieg rund 100 000 Einwohner hatte.

Aufgabe der Bundeswehr ist die Sicherung von Ruhe und Ordnung im Südwesten des Kosovo. Und das macht sie professionell – zwischen all den Spuren der

Greuel, gefährlich siegesbewußten UÇK-Rebellen, Flüchtlingsströmen und unvermeidlichen Konflikten. Mal steht ein deutscher Trupp Kopf an Kopf zwölf bewaffneten und wutentbrannten serbischen Soldaten gegenüber, mal gehen Deutsche dazwischen, als sich Albaner und Serben auf der Shaderven-Brücke eine blutige Schlägerei liefern und als Kämpfer der UÇK zwei serbische Soldaten im Krankenhaus von Prizren umbringen wollen.

„Stärke zeigen“ lautet die Devise der Deutschen, „Deeskalation“ ist ihre Strategie – was nicht immer funktioniert. Am vorvergangenen Sonntag hat erstmals ein Soldat einen Angreifer im Einsatz erschossen. Ein gelber Lada raste abends auf Soldaten zu, die mit drei Panzern eine Stellung sicherten. Der Beifahrer hielt eine Handgranate aus dem Fenster, die Männer waren offenbar betrunken.

Der Wagen machte vor einem deutschen Panzer eine Vollbremsung, mit einer Kalaschnikow feuerten die Serben auf den Soldaten in der Kommandantenluke – der Feldwebel vom Gebirgsjägerbataillon aus Schneeberg wurde am Arm verletzt. Da erwiderten die Deutschen das Feuer. Der

Lada-Fahrer starb sofort, sein Beifahrer wurde von Kugeln durchsiebt. Bevor er abtransportiert wurde, bäumte sich der Verletzte noch einmal auf: „Ich heiße Žarko Andrejević und trage eine Waffe, weil mein Volk mich dazu aufgerufen hat.“

Der deutsche Zugführer, ein 24-jähriger Leutnant, analysierte den tödlichen Schuß auf den Fahrer zwei Stunden später kühl: „Ich habe ihn nicht getötet, weil ich es wollte, sondern weil ich mußte – und glatt getroffen. Wenn schon, denn schon.“

Meist geht es ohne Waffengewalt. So sicherten die Deutschen den Abzug von 5000 Serben, Angehörigen der gefürchteten Sonderpolizei MUP, Soldaten und Gefängnispersonal. Die Wagen waren vollgepackt mit Diebesgut aus den Häusern geflohener Albaner: Kühlschränke, Türen, Bilder, oft war wohl auch das Fahrzeug gestohlen. Inzwischen sind fast alle Serben aus dem deutschen Sektor verschwunden – selbst jene Zivilisten, die lieber bleiben wollten, und zwölf Nonnen aus dem Kloster. Sie schlossen sich dem Treck aus Angst vor der Rache der Albaner an.

Bis auf ein paar Gewehrshalven am Tag ist die Ruhe nun scheinbar wiederherge-



stellt in Prizren. Die Region ist von den deutschen Militärs weitgehend erkundet, das Hauptquartier im ehemaligen Gebäude der OSZE-Beobachter am Stadtrand bezogen.

Doch die Lage bleibt angespannt. Plünderungen sind an der Tagesordnung – jetzt räumen Albaner Wohnungen und Geschäfte serbischer Flüchtlinge aus. Im Serben-Stadtteil Ortakol nimmt sich derzeit jeder, was er braucht. Zwei junge Albaner starben, als sie den aus einem serbischen Haus gestohlenen Videorecorder an Strom anschlossen – in dem Gerät explodierte eine versteckte Sprengladung.

Das Hauptproblem der Deutschen ist die UÇK. Wo sich die jugoslawische Armee zurückzog, rückt die Kosovo-Guerrilla sofort nach. Seit ihre Kämpfer vor wenigen Tagen aus den Wäldern in die Städte und Dörfer gekommen sind, verstehen sie sich als Siegermacht und Polizei. Überall in den Cafés sitzen stolze Milizionäre, allesamt noch schwer bewaffnet, beim Kaffee-kränzchen mit befreiten Landsleuten.

„Wir sind die Kraft, die die Situation jetzt kontrolliert“, erklärt der UÇK-Repräsentant der Region, Rexha Ekremi, 38, genannt „Drini“. Bewacht von fünf Soldaten, empfängt er Besucher im kühlen Schatten eines Gartens am Stadtrand bei Kirschen und Erdbeeren. „Es gibt keine Polizei mehr, und um ein Chaos zu verhindern, sind wir jetzt da“, sagt Ekremi.

Für die Bundeswehr beginnt nun die Machtprobe mit der wilden Truppe. „Die UÇK und die Exilregierung haben kein Mandat und sind durch nichts legitimiert“, sagt Generalleutnant Rüdiger Drews, Chef des Heeresführungskommandos, bei seinem Besuch in Prizren. Seit Sonnabend, null Uhr, ist das offene Tragen von Waffen verboten. Wer sich widersetzt, soll von der Bundeswehr entworfen werden.

Verschärft wurde die Situation vor dem Ablauf des Ultimatums, als Bundeswehrsoldaten während einer Patrouille eine von der UÇK besetzte Polizeistation inspizierten. Sie fanden 15 mißhandelte Albaner und Roma, angeblich Kollaborateure der Serben. Einer von ihnen war tot.

Glück hatten Kosovo-Albaner, die von Serben gefangenengenommen und auf einen Lastwagen verfrachtet worden waren. Kurz bevor serbische Soldaten am vorvergangenen Sonntag von Prizren aus das Kosovo verlassen wollten, stoppten deutsche Kfor-Soldaten das Fahrzeug und befreiten die gefesselten Gefangenen.

Mürrisch gaben UÇK-Männer vergangene Woche schon mal das Kommando über den Grenzübergang Morinë nach Albanien auf, den sie okkupiert hatten. Jetzt weht die Nato-Flagge über dem Posten. „Wir dulden nicht, daß sich die UÇK als Herr aufspielt, die einzige Macht ist Kfor“, sagt Oberstleutnant Dietmar Jeserich.

Tausende Flüchtlinge passieren den Grenzposten täglich, 100 Wagen pro Stun-

de. Alle Warnungen des Uno-Flüchtlingskommissariats, die Vertriebenen mögen in den Zeltlagern in Albanien bleiben und warten, bis die Lage im Kosovo sich beruhigt hat, haben nichts genützt. „Warum soll ich im Lager in der Fremde im Zelt schlafen“, fragt Besim Gjaflin, „wenn ich auch im Zelt neben meinem zerstörten Haus schlafen kann?“

Wo noch vor wenigen Wochen serbische Grenzpolizisten Flüchtlingen alle amtlichen Zeichen ihrer Identität genom-

men haben, bemühen sich jetzt die Soldaten des verstärkten mechanisierten Bataillons, die chaotische Masse glücklicher Heimkehrer zu ordnen. Alle, die in das Kosovo hereinwollen, werden namentlich registriert.

Eben hat Kadri Bylykbashi mit seiner Schwester und seiner Cousine auf einem Motorkarren die Grenze passiert. Monatelang wartete er in Albanien auf diesen Moment. Nun, da es soweit ist, ist ihm die Zukunft unwichtig: „Wenn ich jetzt auf eine Mine trete, ist es nicht mehr schlimm“, sagt Kadri, „denn ich sterbe im Kosovo.“

Vier Stunden sollte der Obergefreite Mario Giese am Grenzposten Morinë laut Dienstplan jetzt eigentlich schlafen, aber in dem Ansturm der Flüchtlinge wird daraus nichts. Trotz Müdigkeit ist der junge Soldat wachsam: 31 Panzerabwehrminen hatte die UÇK bereits am Grenzübergang ausgegraben. Entgegen der Absprachen haben die Serben keine exakten Pläne über die Lage der Minen hinterlassen, und so ist die Freude über den Frieden bei Giese Vorgesetztem, Oberstleutnant Maximilian Eder, noch gedämpft: „Mit den Minen im Land wird es noch Jahre Probleme geben.“

Einmal über die Grenze, bietet sich den zurückkehrenden Flüchtlingen allzuoft ein grauenhaftes Bild, ihre Dörfer sind meist zerstört, das Vieh getötet und zwischen den Trümmern liegen mancherorts menschliche Knochen und verwesene Leichen.

Vor allem nördlich von Prizren lieferten sich Serben und UÇK bis zuletzt erbitterte Kämpfe. Der Zerstörungswille der Serben war offenbar absolut. Was nicht geraubt wurde, verwüsteten sie.

Ein Beispiel für systematische Zerstörung ist der Ort Celina, knapp 15 Kilometer nordwestlich von Prizren. Auf dem Weg, der von der Hauptstraße ins Dorf führt, liegen die Reste eines BMW, daneben ein tiefes Loch in der Straße. Der Wagen war auf eine Mine gefahren. Alle Häuser sind zusammengeschoßen, Vieh läuft herrenlos herum.

„Am 25. März, morgens um sechs Uhr, gingen die Serben mit Panzern und schwerer Artillerie in Stellung und schossen unser Dorf sturmreif“, sagt Sulejman Rejepi, 57. Dann seien Soldaten, Polizisten und Paramilitärs vorgeückt. Innerhalb von zwei Tagen hätten sie mehr als 100 Bewohner erschossen und etwa 3000 vertrieben. Rejepi, der sich

### In letzter Sekunde bewahren Bundeswehrsoldaten Kosovaren vor der Deportation



Sie stoppen in Prizren einen serbischen Lkw



Sie lösen die Handfesseln der Gefangenen



Die Befreiten jubeln





M. MATTEL / DAS FOTODRACHIV

Jugoslawische (l.), deutsche Soldaten: Meist geht es ohne Waffengewalt

in den Wäldern versteckte, begrub 86 Tote. 13 Leichen lagen im Stall vor seinem Haus. Die Menschen waren erschossen und anschließend angezündet worden. Knochenreste stecken zwischen verkohlten Holzbalken.

Im Waldstück hinter dem Hof der Familie Zeqiri liegen 24 Leichen – alles Familienmitglieder. Nur ein siebenjähriger Junge, erzählen Dorfbewohner, habe überlebt. Die Familie hatte sich vor den Serben im Wald versteckt. Serbische Milizen entdeckten sie eines Morgens Ende März – und exekutierten sie sofort. „Wir haben sie sechs Wochen später gefunden und begraben. Männer, Frauen, Kinder und sogar Babys“, sagt UÇK-Soldat Muharem Dina, 55. Die Toten liegen nur einen Spatenstich tief in der Erde.

Soldat Dina stammt aus dem Dorf Celina. Sein Hof ist ausgebrannt. Sein Bruder wurde erschossen, oben am Feld. „Sie haben ihn einfach abgeknallt“, sagt Dina.

Auf dem Weg zurück ins Dorf trifft Dina seinen Nachbarn Muharem Ramadani, 38. Die Männer umarmen sich, Ramadani weint. Er ist gerade aus Albanien zurückgekommen. Alles, was seiner Familie gehörte – Häuser, Lastwagen, Vieh –, ist zerstört oder tot. Die Leiche seines Bruders liegt an der Mauer begraben, die den Hof umgibt.

Auch bei Prizren, das selbst weitgehend unzerstört geblieben ist, mußten die Bewohner leidvolle Erfahrungen machen. Idriz Berisha, 61, traut sich erst jetzt zurück in sein Zuhause in Tusuz. Erstmals steht er wieder vor seinem Haus und weint. „Schaut“, ruft Idriz immer wieder und zeigt auf die schwarzen Wände seines ehemaligen Wohnzimmers und die ver-

kohlten Springfedern, die von seinem Bett übriggeblieben sind.

Tusuz wirkt wie eine Geisterstadt. Verlassene serbische und rußschwarze albanische Häuser säumen die Straßen. Ein paar Pferde streunen über das Kopfsteinpflaster. Es herrscht Totenstille. Die wenigen Menschen, die zurückgekehrt sind, hocken meist stumm vor ihren zerstörten Häusern auf dem Bürgersteig.

Am 26. Mai, so rekonstruierte die Menschenrechtsorganisation Human Rights Watch, fanden serbische Paramilitärs in Tusuz zwei tote Serben. Daraufhin wurde die ganze Straße bestraft. Maskierte machten gemeinsame Sache mit russischen Söldnern. Sie massakrierten mindestens 27 Menschen, plünderten und brandschatzten mehr als 100 Häuser. Fejzire Abdulmejid, 52, gab alles, was sie hatte. Ihre Tochter Jehana, 19, führten die Serben ins Haus, angeblich, um zu kontrollieren, ob sie Geld versteckt habe – unter der Bluse.

Ihrem Ehemann Sami schlugen die Serben mit der Kalaschnikow gegen die Brust und in den Bauch, bevor sie Fejzire mit ihrer Schwester zur Straße hin wegführten. „Ich habe nur noch die Schüsse gehört“,



S. BOLESCH / DAS FOTODRACHIV

Zivilist, UÇK-Soldat in Prizren  
Kaffeekränzchen nach dem Krieg

sagt Fejzire. Ihre Schwester Hajrie, 54, schlägt die Hände vors Gesicht, so daß der Schleier verrutscht, in dem Kugelha- gel starb auch ihr Mann Rafet.

Der Müllfahrer Ali Gjhogay, 36, wurde während der letzten zwei Kriegsmonate regelmäßig gezwungen, die Opfer der Mas- saker zu entsorgen, auch die Leichen aus Tusuz. Er brachte sie ins Krankenhaus, wo sie von der Staatsanwaltschaft identifiziert und fotografiert wurden – manchmal wickelten die Serben offenbar auch Mas- saker ordentlich ab. Vom Leichenschau- haus fuhr sie der Müllmann dann zurück in ihre Dörfer, wo er sie auf dem Friedhof oder auf dem freien Feld begrub. „Um das auszuhalten, habe ich nur noch getrunken und geschlafen“, sagt Gjhogay, „bis heute kann ich die Bilder nicht vergessen.“

Der Geruch verwesenden Fleisches ist in vielen Dörfern des deutschen Sektors allgegenwärtig. Kein leichter Auftrag für die Soldaten, die kaum Kriegserfahrung mitbringen. Die erste Woche im Kosovo hat sie emotional von einem Extrem ins andere geworfen. Gestern auf dem Markt- platz in Orahovac haben Kinder den Oberfeldwebel Olaf Hemann geküßt und mit Blumen überhäuft, heute sichert er die Überreste eines Massakers in Velika Kruša. Mit Kameraden diskutiert er auf einem „Leopard 2“-Panzer über den An- blick der verkohlten Toten. Sie reden über ihre Gefühle, so wie Spezialisten es ihnen daheim in Seminaren beigebracht haben.

Mit Bildern aus dem Golfkrieg und aus der Junta-Zeit Argentiniens wurden sie auf den Anblick von Toten und Verletzten vor- bereitet. Aber wie verwesende Leichen riechen, konnte ihnen niemand vermitteln. „Auf dem Marsch von Mazedonien hier- her hat man schon einiges gerochen“, sagt Hemann. Auch wenn seine Kameraden wußten, was sie erwartet, waren sie doch froh, daß sie nach dem langen Marsch so müde waren, „daß zum Nachdenken kei- ne Zeit mehr blieb“. Einen Militärpsycho- logen und zwei Seelsorger beider Konfes- sionen hat die Bundeswehr ins Kosovo geschickt. Sie sollen sich bei Bedarf um verstörte Befreier kümmern.

Doch viele denken mehr an ihre Fami- lien zu Hause in Deutschland: In den Feld- postbriefen sparen die meisten das Grau- en, das sie sehen müssen, lieber aus. „Was sollen die sich noch Sorgen machen“, sagt Hemann, „vielleicht reden wir dann über alles, wenn wir wieder zu Hause sind.“

Für den Fall, daß die Rückkehrer gar nicht mehr reden wollen, hat die Bundes- wehr ein Informationsblatt an Angehörige austeilten lassen: Es erklärt Eltern oder Ehefrauen, woran sie einen traumatisierten Soldat erkennen können. „Wenn er nur vor sich hin starrt oder nicht mehr dersel- be ist“, erklärt Hemann, „sollen die Fami- lien die Bundeswehr einschalten.“

CAROLIN EMCKE,  
SUSANNE KOELBL, ANDREAS ULRICH